

Ordensreform von innen nach außen

Isa Vermehren RSCJ, Bonn*

Ich habe Ordensreform sehr gründlich in meiner eigenen Genossenschaft erfahren und auszuhalten gelernt; aus anderen Gemeinschaften kenne ich die diesbezügliche Problematik nur flüchtig und gewöhnlich im Zusammenhang mit einem Einzelfall. Wenn ich zugestimmt habe, mich zu diesem Thema zu äußern, so einfach deshalb, weil die Not, die sich hinter diesem Thema verbirgt, einem zu Herzen gehen muß, so daß jeder Versuch, sie zu lindern, gerechtfertigt ist – auch der meine.

Die Krise, in die die weiblichen Orden, zumal die sogenannten apostolischen, geraten sind, hat bisher vieles in Frage gestellt, aber wenig Wegweisendes hervorgebracht. Viele Genossenschaften sind durch anhaltenden Nachwuchsmangel in ihrer Existenz bedroht. Der Geist wahrhaft erneuernder Reform kann von uns weder gemacht noch entfacht werden; er ist und bleibt ein besonderes Gnadengeschenk Gottes. Aber wir können uns für dieses Beschenktwerden disponieren durch eine geistliche Erneuerung unserer je eigenen Berufung. Sie war und ist das Würzelchen, an dem unser eigenes wie auch das Leben der ganzen Gemeinschaft hängt. Diese thesenartigen Feststellungen enthalten auch die Gliederungspunkte meiner Ausführungen:

- 1 ein paar Gedanken zu Krise und Reform
- 2 einige Überlegungen zur Pflege der „Würzelchen“
- 3 Konsequenzen und Perspektiven

I. Gedanken zur Krise

Ich will zunächst mit ein paar Strichen ein Bild von uns vor der Krise entwerfen, damit wir Tiefgang und Bedeutung der in Gang gekommenen Bewegungen besser verstehen.

Die meisten weiblichen Ordensgenossenschaften, zumal die vielen, die im vergangenen Jahrhundert gegründet wurden, hatten – die geschichtliche Ableitung lassen wir jetzt beiseite – eine streng hierarchische Struktur mit sehr klaren Aufgaben- und Kompetenzregelungen, gestufter Schlüsselgewalt, einem asketischen Lebensstil, der sich stark an der zu leistenden Arbeit orientierte. Mit ihr dienten sie Gott, indem sie für den Nächsten da waren, in Heim, Schule, Krankenhaus... Und ob es nun im Unterricht oder in der Backstube ist, am Krankenbett oder Ökonomat: immer wußte man sich als sinnvoll eingesetztes Glied in einem großen Kollektiv, das in beeindruckenden

* Bei diesem Beitrag handelt es sich um ein Referat, das Sr. Isa Vermehren RSCJ auf der Jahrestagung der Ordensreferenten in den Generalvikariaten und Ordinariaten der deutschen (Erz-)Bistümer am 15. März 1988 in Mainz gehalten hat.

der Geschlossenheit, wie ein gut funktionierendes Werk, unerhörte Aufgaben übernehmen und vorbildlich erfüllen konnte, womit man sich und der Gemeinschaft hohes Ansehen in der Öffentlichkeit erwarb.

Mit einem Glockenzeichen begann und endete der Tag, begann und endete die Arbeit, das Gebet, die Erholung... Hinzu kamen zahllose kleine Vorschriften für unser alltägliches Verhalten untereinander, im Refektorium, mit Verwandten, Besuch, Umgang mit anvertrautem Gut... alles Regelungen und Maßnahmen, die einem den Status der Ordensfrau tief unter die Haut reiben konnten und dem ganzen Corpus das Gefühl von Halt und Stärke vermittelten.

Die Orden verstanden sich gewöhnlich dabei als Ordensfamilie und sind es während der Zeit ihrer Stifter i. a. auch gewesen. Sie waren patriarchalisch bzw. matriarchalisch strukturiert, die Weisungsvollmacht der Vorgesetzten wurde uneingeschränkt anerkannt; dem entsprach in der ersten Generation ein Ideal des einfachen Kindergehorsams und zugleich ein Geist des Dienens, der sich später in Rechtsprinzipien verfestigte. Unsere Gründerinnen waren gewöhnlich von einem charismatischen Diensteifer für ihre Aufgabe erfüllt, der auch auf andere ansteckend wirkte; im Prozeß der Vererbung wandelte dieser sich dann oftmals in den Geist des Bewahrens und der treuen Verwaltung, so daß die streng hierarchische Struktur zwar noch den Namen Familie behielt, aber – etwas näher besehen – eher die Züge eines kleinen, absolutistisch regierten Staatswesens annahm, deren Lenker sich früher ja auch gern Landesväter nennen ließen – nur daß diesem Vaterbild einige seiner schönsten Züge fehlten, z. B. die Freude an der Freiheit seiner Kinder! – Es artete dann nach innen unter Umständen aus in das karge Verhältnis von Vorgesetzten und Untergebenen.

Ich habe alles mit etwas harten Strichen gezeichnet und außerdem ins Imperfekt gesetzt, als ob es dies alles so nicht mehr gäbe. Dabei bin ich sicher, es gibt das noch, aber es gilt nicht mehr so unangefochten als Ideal, und war, so wie ich es skizziert habe, wohl nie ein christliches Ideal, sondern es konnte als Ideal einer Körperschaft nur eine Zeitlang mit christlichem Geist von innen gefüllt und beseelt werden und zwar in strikter Abhängigkeit vom zeitgenössischen Denken und Empfinden des vergangenen Jahrhunderts, dem Jahrhundert, in dem immerhin die Maschine zu Ehren kam, in dem durch die Hegelsche Philosophie der Staat als höchstes Ordnungsprinzip geachtet wurde.

Das II. Vatikanische Konzil nun, das in der Mitte unseres Jahrhunderts auf breitester Basis zu einer innerkirchlichen Selbstbestimmung und Reform aufgerufen hat, hat auch die Orden zu einer solchen zeitgemäßen Erneuerung aufgefordert und dafür einige Richtlinien gegeben: Nach Maßgabe des Evangeliums, in der Treue zum Stifterwillen und unter Berücksichtigung der jeweiligen Lebensverhältnisse.

Dieser Appell der Kirche fiel zeitlich zusammen mit einer ähnlich tiefgreifenden Um- und Neubesinnung im außerkirchlichen Raum: Die ebenfalls groß-

angelegte Reflexion der Frankfurter Philosophenschule und der neuen Humanwissenschaften (Psychologie, Soziologie, Politologie) galt dem Versuch, die geschichtliche Fehlentwicklung, die zum 1. und 2. Weltkrieg geführt hatte, mit der Wurzel auszugraben, um für alle Zukunft eine Wiederholung auszuschließen. Sie führte folgerichtig zu einer totalen Infragestellung aller überlieferten Normenvorstellungen, zur großen Auflösung aller bisher geltenden sittlichen Gebote und Tabus. Ich nenne nur einige Stichworte: Gehorsam wird abgewertet als Zeichen für Unmündigkeit; Selbstlosigkeit ist Kennzeichen für Schwäche, mangelndes Durchsetzungsvermögen; Dienen ist die Haltung dessen, der kein Selbstbewußtsein hat; Lust ist erlaubt und erwünscht, die Pille macht es möglich; Selbstverwirklichung geht vor Rücksicht auf andere; Mündigkeit, Selbstbestimmung, Unabhängigkeit sind die großen Reizworte. Die Forderung nach Diskurs und demokratischer Meinungsbildung statt Berufung auf Amt und Autorität dringt verändernd in alle Institutionen ein. Schlagworte von emanzipatorischer, antiautoritärer Erziehung, die zu einem neuen Freiheitsbewußtsein führen sollten, wirken in alle Schulen, Familien, wirken auch in die Pfarrhäuser und in die Klöster hinein und stießen dort nun zusammen mit dem innerkirchlichen Ruf zu geistlicher Erneuerung.

Die Aufforderung zum *Aggiornamento* aus dem Munde der Kirche mit der deutlichen Zielrichtung, in unserem täglichen Tun und Leben Gott und seiner Kirche besser und glaubwürdiger zu dienen, kollidierte oder fusionierte mit der anderen Aufforderung aus dem sich wandelnden Selbstbewußtsein unserer ersten Nachkriegsgeneration: Ein freierer autonomerer Mensch zu werden, der mit seinem Handeln die Verbesserung der Strukturen im Auge hat, in denen die Menschen leben, d. h. am Abbau noch vorhandener Bevormundungen mitzuwirken.

Das Konzil fordert durchgehend den Geist des Glaubens und – ungeachtet aller Konzessionen an die Eigenständigkeit der Wissenschaften – auch den Glaubensgehorsam, um so die Gläubigen zur Teilhabe an der Freiheit zu führen, die die Kirche allein ihnen vermitteln kann; – die außerkirchliche Gesellschaft fordert auf zu kritischer Überwindung aller Fremdautorität als der höchsten Erfüllung menschlicher Autonomie und Würde. Manche Ordensleute, Priester, kirchliche Autoritäten sind hineingeraten in den Strudel der Auseinandersetzung, die, weil sie das Innerste unserer Existenz betrifft, kaum je ohne starke Emotion geführt werden kann. Für viele war der Preis zu hoch, sie haben ihre Ordensfamilien verlassen, andere haben resigniert, viele blieben auf halbem Wege stecken.

Alle Orden haben nach 1965 sich pflichtgemäß einer Selbstüberprüfung unterzogen und haben in den 70er Jahren Änderungen gesucht im Sinne der geforderten Anpassung – die weiblichen Orden bezeichnenderweise zuerst und am häufigsten an der Tracht: Die Rocklänge wurde gekürzt, das Haubenmodell vereinfacht – Haare raus oder rein war dabei ein umstrittenes Problem. Es sind nur wenige Genossenschaften, die bei ihrer Überzeugung blieben, die

wir früher wohl alle hatten: daß die eigene Tracht auch die schönste sei – und die dann nichts änderten.

Art und Umfang der Änderungen und Experimente, die Zielsetzungen und Diskussionen waren geprägt vom Bildungsniveau und der entsprechenden menschlichen Reife einer Kommunität, vom sozialen Umfeld, der Wahl der geistlichen Berater.

Alle Orden haben auch ihren Lebensstil überprüft, vor allem im Hinblick auf ihr Gemeinschaftsleben, und haben große Anstrengungen gemacht, es zu beleben, es zur Quelle der Erneuerung für jeden einzelnen zu machen, zum Ort der Geborgenheit auch und des Angenommenseins – „Seht, wie sie einander lieben“; das wollten und sollten wir doch alle ausstrahlen, möglichst immer und vor allen...

Die Formen der Begegnung im Kloster und auch mit Menschen außerhalb wurden vielfältiger, leichter zu handhaben – vielfach wurde auch die strenge Verpflichtung des fest geregelten Tagesablaufs gelockert: Die Verpflichtung, daß man betet, bleibt, aber wann man es tut, ist der freien Entscheidung überlassen...

Durch diese Änderungen gewann das Leben der einzelnen Ordensfrau größere Flexibilität; die Möglichkeit, auf eigene und fremde Bedürfnisse besser eingehen zu können, erweiterte für viele das apostolische Tätigkeitsfeld und stärkte auch die Kraft, darin zu wirken.

Aber natürlich ist auch das Gegenteil eingetreten: In vielen Fällen hat unsere Anpassung nichts anderes bewirkt als unsere Verbürgerlichung, die unserem Leben viel von seinem Glanz, seinem Schwung, seiner inneren Spannkraft genommen hat. Fernsehen, Besuche, Ferienplanung, Trennung von Arbeits- und Freizeit: Der Gebrauch, den wir davon machen, unterscheidet sich nicht sehr von dem unserer weltlichen Arbeitskollegen.

Wohl in den meisten Ordenshäusern ist die innere Umstrukturierung der Gemeinschaft von ihrer eindeutig hierarchisch-konzipierten Ordnung zur demokratischen Beteiligung aller am Prozeß der Meinungs- und Willensbildung das größte Problem gewesen, dessen befriedigende Lösung sich oft über Jahre hingezogen hat. Da wurde es vielerorts deutlich, daß es uns an ausgereiften Persönlichkeiten fehlt, die mit innerer Freiheit und in religiös fundierter Überlegenheit auf die neu gestellten Aufgaben eingehen konnten. Hinzu kamen Ungeschicklichkeit oder auch Übereifer in der Anwendung neuer Methoden zur Einbeziehung aller – kurz, ein paar Jahre lang stand die Frage nach der eigenen Identität im Vordergrund; die innere Sicherheit, mit der man als einzelner und als Gemeinschaft sein Klosterleben gelebt hatte, war tief erschüttert. Nur langsam wurde die innere Berechtigung der Krise zur Kenntnis genommen.

Ein großes, sehr gut durchorganisiertes Kloster mit klarer Aufgabenverteilung kann, wie wir bedacht haben, Vorbildliches leisten. Aber sein inneres Le-

ben war von vielfachen Gefahren bedroht: die Höchstleistung des Apparates wurde unmerklich gleichgesetzt mit der Höchstleistung der Gottesliebe. Die reibungslose Zusammenarbeit im gemeinsamen Werk wurde zum Maßstab für die zwischenmenschlichen Tugenden. Es ist nicht schwer vorstellbar, was aus den Menschen wird, die in einem solchen Betrieb stehen: Die strenge Anbindung ihrer Kräfte an ein vor- und festgeschriebenes Sollen, oftmals mit genauen Handlungsanweisungen versehen, führte leicht zu einer verengten Auffassung von Gehorsam und Verantwortung, die sich eben darin erschöpfte, in großer Treue weisungsgemäß zu handeln, ohne sich den Blick freizuhalten oder ohne ihn sich freizumachen für den Stellenwert des eigenen Tuns im größeren Zusammenhange; die Bedingtheit der eigenen Arbeit im Auge zu behalten mit ihren mittelbaren Zwecken neben den unmittelbaren.

Die formalistische Verdünnung dessen, was eigentlich gewollt und gesollt war, blieb naturgemäß nicht ohne Rückwirkung auf die Psyche des Betroffenen bzw. auf die Möglichkeit zur volleren menschlichen Reife zu gelangen. Die Gleichung ist ganz einfach: Verantwortung und Reife bedingen und fördern einander. Da lag und liegt eine der großen Schwierigkeiten für unsere Vorgesetzten: uns so zum Einsatz zu bringen, daß unsere Fähigkeit, Verantwortung zu übernehmen, wächst und mit ihr die menschliche Reife, ohne gleichzeitig ein zu großes Risiko einzugehen für das Werk bzw. die Mitarbeiter, denen die Verantwortung gilt.

Anfrage: Wie war die Erziehung zur Verantwortung? Verantwortung für den äußeren Vollzug oder die innere Motivation: was war vorrangig? Die Verantwortung für das Werk hat die Vorgesetzten oft risikoängstlich gemacht; um so nachhaltiger waren darum die Empfehlungen, möglichst alles so zu machen, wie es bisher gemacht worden war. Diese Empfehlung war solange angebracht, wie man es mit Schwestern zu tun hatte, die ohne Ausbildung eingetreten waren. Heute müßte sie anders lauten: „Lassen Sie sich sagen, was man in dem Amt zu tun hat“ oder noch weitherziger: „Fragen Sie Ihre Vorgängerin, worin sie den entscheidenden Beitrag ihrer Tätigkeit zum Gesamt unseres Auftrags gesehen hat“ ... Delegation von Verantwortung, ohne sich selbst von der letzten Verantwortung zu dispensieren; Ermutigung zu eigener Initiative, ohne Preisgabe der letzten Einheit aller Initiativen: das ist eigentlich die Kunst der Autorität, die Kunst, das Gute zu mehren. Unsere Stifterinnen beherrschten diese Kunst gewöhnlich in hervorragendem Maße; ihre Nachfolgerinnen, die sich zuallererst verpflichtet fühlten, das kostbare Erbe zu erhalten und in Treue zu verwalten, haben darin selten denselben Schwung gehabt, verständlicherweise.

Ein anderer Engpaß auf dem Wege zur vollen menschlichen Reife, lag in der Einschränkung und Handhabung der persönlichen menschlichen Beziehungen. Die gleiche Verengung, die uns schon beim Gehorsam begegnete, bedrohte auch die Schönheit, Größe und Fruchtbarkeit des Jungfräulichkeitsgelübdes, das unser Herz ja nicht ängstlich oder muschelhaft verschlossen machen soll, sondern frei und reich für die Gottes- und Nächstenliebe. Wenn

mehrere Menschen in der gleichen Weise längere Zeit zusammenleben und -arbeiten, dann sind die Etiketten schnell verteilt... und man richtet sich ein, arrangiert sich miteinander. Die Liebe kommt auf halbem Weg zum Stillstand oder vegetiert nur noch in der Defensive... Die vollere menschliche Reife wird ja nicht um ihrer selbst willen angestrebt, sondern als Voraussetzung für ein entsprechend reiferes Wirkungsfeld für die Gnade: gratia supponit naturam...

Gerade die Anstrengungen, die gemacht worden sind, um das Gemeinschaftsleben zu individualisieren, zu personalisieren, haben Grenzen und Eigenarten der einzelnen Charaktere bloßgelegt, die bis dahin unter den strengeren Formen des Umgangs miteinander verborgen geblieben waren und die nun den Vorgesetzten viel zu schaffen machen.

Wir kennen alle den Typ von Mitschwester – es gibt ihn ebenso in Männerklöstern wie auch unter Geistlichen – die an keiner Stelle zufrieden sind: in keinem Amt, mit keiner Oberin, in keiner Kommunität. Diese Unzufriedenheit ist sozusagen strukturell und hat meist eine tragische Geschichte. Weil dieses ein im geistlichen Stand so verbreitetes Übel ist, möchte ich dazu aus einem Aufsatz von dem Münchener Psychologen A. Görres eine Stelle zitieren, die uns zu denken geben muß:

„Insgesamt haben diese Menschen, die unzufrieden sind, das Vertrauen in eine erfahrbare Wirksamkeit der ihnen empfohlenen geistlichen Haltungen und Übungen verloren. Dazu mögen dann weitere Symptome kommen: Ängste, zwanghafte Grübeleien, Unsicherheit, Verdrossenheit, vor allem aber lähmende, dauerhafte oder häufig sich einstellende Depression, Resignation, Widerwillen gegen alles Kirchliche, Spirituelle und Religiöse, schließlich Lebensüberdruß. Viele fliehen daraus in die Krankheit, andere in äußere Aktivität und pastorale Kontaktheftik. Sie fühlen sich aber leer und ausgebrannt. Andere flüchten in einen Liturgismus, als sei der objektive Vollzug des Kultmysteriums allein schon ein sinnvolles geistliches Leben. Das ist er nicht. Das Ende solcher Entwicklungen ist häufig eine spirituelle Verödung, mit großem Leid verknüpft, und Verwarlosung mit der Aufgabe jener geistlichen Übungen, die mühsame Seelenarbeit erfordern; es gibt aber auch andere, die das nicht verlangen. Diese werden festgehalten. Es ist klar, daß in solcher Verfassung der Zölibat oft unerträglich wird, ebenso die Armut und vor allem der Gehorsam.

Für den Psychologen haben diese Eindrücke oft eine gemeinsame Wurzel. Wenn er mit den Ratsuchenden oder auch Patienten die Lebensgeschichte erforscht, dann finden wir oft – nicht immer – (alle diese Dinge gelten nur, wie solche Aussagen zu gelten pflegen, in einer Breite zwischen 30 und 90%), also, wir finden oft Erinnerungen an eine lebenslange Kette von Kränkungen und Enttäuschungen und unerträglich erscheinenden Zumutungen, die sozusagen im Namen Gottes zugefügt wurden, das heißt im Zusammenhang mit der religiösen Erziehung zunächst in der Familie und in der Kirche, später mit

der im Kloster. Gerade darum haben diese Erfahrungen eine ganz besondere Bitterkeit. Kennzeichnend für solche Verletzungen in Familie und Erziehungskreis, also Internat, Schule, Kirche, kennzeichnend für diese Verletzungen ist, daß sie nie wirklich verziehen wurden. Die zentrale Bedeutung der Vergebung im christlichen Raum scheint mir sehr unterschätzt zu werden.

Ein Trauma bleibt unverarbeitet, wenn und weil es dem Kränkenden nicht vergeben wurde. Nur dann vergiftet es, und das ist eben sehr häufig der Fall, auch bei spirituellen Menschen. Es ist aber dieses Vergeben dann besonders schwer, wenn der Kränkende irgendwie die Kirche und ihren Herrn, die Kirche und Christus und Gott selbst repräsentiert haben. Die Bitterkeit und der Vertrauensverlust bleiben an der Kirche hängen, von wem immer sie stammen.

Erbitterung vergiftet das Vertrauen des Menschen, und das vergiftete Vertrauen als Mißtrauen führt mit einer Regelmäßigkeit zur Reaktion eines Seelenstreiks, ja, zu einem Generalstreik. Alle Seelenkräfte, Verstand, Gemüt, Wollen und Phantasie, stellen die Arbeit ein, werden apathisch. Und das ist sehr schlimm, denn psychologisch ist es ja doch so, daß ein bewußter Christ, besonders aber ein Ordensmensch oder ein Priester in einer solchen Erbitterung, auch wenn es sich nur um Spuren solcher Erbitterung handelt, nicht gut leben kann, nicht „contentus in vocatione“ leben kann, modern ausgedrückt: er kann seine Identität oder die Einheit und Ganzheit seiner Persönlichkeit nicht bewahren, wenn und soweit er die volle Identifizierung mit der Kirche Jesu Christi und ihrem Herrn aufgibt oder auch nur vermindert“ (zitiert aus: Materialien 5, Ak. katholische Schulen in freier Trägerschaft „Akzese...“ Jahrestagung ODIV 1984, S. 14).

Die andere Gefahr für den Glanz und die Freude, von denen unser Leben überstrahlt sein sollte, sehe ich darin, daß wir zu kleinmütig sind, zu klein von unserer Berufung denken. Wir messen zu leicht und zu oft an dem, was wir sind und haben und tun können, und nicht an dem, was uns von Christus her bereitet ist, was von ihm her wahr und wirklich für uns ist. Wir müssen alle wieder mehr lernen, in die Schule der Muttergottes zu gehen, die selig gepriesen wurde, weil sie geglaubt hatte!

Damit kündigt sich der zweite Teil meiner Überlegungen an. Zuvor legt sich im Rückblick auf das Gesagte mir als erstes noch die Feststellung nahe, daß das Konzil recht hatte mit seiner Aufforderung zur geistlichen Erneuerung der Orden, daß aber das bekannte Stichwort, unter dem sie angestrebt wurde, durchweg falsch verstanden wurde. Aggiornamento sollte gewiß nicht heißen Anpassung der eigenen Sitten an die unserer Zeitgenossen, sondern mit der Botschaft, die uns aufgetragen ist, antworten auf die Mängel und Defizite, an denen unsere Gesellschaft leidet. Sie leidet, meine ich, am fortschreitenden Verlust des elementaren Gottesglaubens, an der zunehmenden Kälte unter den Menschen und an der Last ihrer ungesühnten Sünden. Es gibt eine einzige Botschaft, die diese Leiden zu lindern, ja, aufzuheben ver-

mag, das ist die Botschaft von der Liebe Jesu Christi, die dem, der sie glaubt, Leben ist.

II. Pflege der „Würzelchen“

Aus perf. car. 1ff. und 3: „Von Anfang an gab es in der Kirche Männer und Frauen, die durch die Befolgung der evangelischen Räte (Armut, Jungfräulichkeit, Gehorsam) Christus in großer Freiheit ausdrücklich nachzuahmen verlangten, indem sie Christus nachfolgten, der selbst jungfräulich und arm gelebt und durch seinen Gehorsam bis zum Tod am Kreuz die Menschen erlöst und geheiligt hat. Von der Liebe gedrängt, die der heilige Geist in ihre Herzen ausgegossen hat, leben sie mehr und mehr für Christus und seinen Leib, die Kirche“ . . . „Die Ehelosigkeit um des Himmelreiches willen, zu der die Ordensleute sich verpflichten, . . . macht das Herz des Menschen in einzigartiger Weise für eine größere Liebe zu Gott und allen Menschen frei . . . So rufen sie (die Ordensleute) allen Christgläubigen jenen wunderbaren Ehestand in Erinnerung, den Gott begründet hat und der erst in der kommenden Welt ganz offenbar wird, den Ehestand der Kirche mit Christus, ihrem einzigen Bräutigam“.

Diese kurzen Zitate aus dem Konzilsdekret PERFECTAE CARITATIS nennen auch schon alle Merkmale, durch die sich das Leben eines in den Ordensstand berufenen Christen von dem eines Nicht-Berufenen unterscheidet: Ein persönliches Verlangen, Christus ähnlicher zu werden, das man nicht selbst erzeugen oder wählen kann, sondern zu dem der heilige Geist das Herz bewegt, öffnet einem auch das Ohr für die versteckte Seligpreisung dessen, der um des Himmelreiches willen auf die Ehe verzichtet. Wer diesen Weg freigeählter Jungfräulichkeit aus Liebe zu Christus geht, gewinnt dadurch besonderen Anteil an der Zeichenhaftigkeit der Kirche.

Pflege der Würzelchen verlangt darum ein Doppeltes: die Steigerung der persönlichen Christusliebe und -beziehung und eine immer vertieftere Teilnahme am Leben der Kirche, dem großen Umschlaghafen göttlichen und menschlichen Handelns. Eigentlich kein Doppeltes, sondern nur *e i n e* Liebe, die, wie die Liebe Christi selber, ihr Antlitz dem Vater zuwendet und den Menschen. Das erste Würzelchen ist die Gnade der Berufung.

1. Die Gnade der Berufung

a) Vorstufen der Erwählung: Altes Testament

Niemand beruft sich selbst. Die lange Zeit der Heranbildung, die für alle geistlichen Berufe, auch für Kleriker, vorgeschrieben ist, dient vor allem der Prüfung, ob wirklich eine Berufung vorliegt. Im Festhalten daran, daß es ein

solches persönliches von Gott Gerufenwerden gibt, stellen sich die Ordensleute in eine religiöse Erfahrungs- und Glaubensstradition, deren ersten Niederschlag das AT darstellt.

Gott spricht, und es wird; Gott ruft ins Leben, und Leben tritt ins Dasein. Gott redet, und Ordnung entsteht. Gott spricht mit dem Menschen, bis er ihn rufen muß: „Adam, wo bist du?“ Von da an begleitet den Menschen der Ruf: „Hört auf meine Stimme, achtet auf mein Wort . . .“ Er klingt mal warnend, mal beschwörend, drohend oder liebevoll, lockend und immer voll drängender Intensität.

Diesem immer neu ertönenden Rufen Gottes entspricht im AT der flehentliche Ruf des Beters: „Herr, achte auf mein lautes Flehen. Herr, erhöre mein Gebet. Rede, Herr.“

In diesem lebhaften Ruf-Antwort-Verhältnis enthüllt sich uns die ganze Dramatik der Gottverlorenheit und Gotterwiesenheit der gefallenen Schöpfung und Gottes rettender Treue. Und immer wieder waren es einzelne, mitunter auch das ganze Volk, die dem Ruf Gottes folgten, deren Gebet Gott erhörte. In gleicher Dichte kommt dasselbe Verhältnis noch einmal zum Ausdruck, wenn wir einem zweiten Begriff nachgehen, der ebenso bedeutungsvoll ist für das Berufungsgeschehen: Sehen und Gesehenwerden. „Gott sah alles, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut.“

Das ist das Kennzeichen des Blickes der Liebe, daß es den anderen in seinem Sein bestätigt, sein Dasein will, sein Heil. Dieser Blick auf die vollendete Schöpfung stellt sie als ganze vor das Angesehen-werden durch Gott, d. h. vor Gottes Angesicht: wieviel mehr den Menschen, der als einziger diesen Blick in freier, d. h. personaler Zuwendung zu erwidern vermag! Er kann ihn auch verweigern, wie wir wissen, und wird ihn immer wieder verweigern, aber nur diese Möglichkeit der Verweigerung sichert dieser Zuwendung auch die Freiheit, deren sie bedarf, um Zuwendung in Liebe zu sein.

Im Horchen auf Gottes Stimme und in der Suche nach seinem Antlitz und der lebensspendenden Kraft seines Blickes erkennen wir erste Anzeichen dafür, wie sich die Beter des Alten Bundes in die eigentliche Struktur der Gott-Mensch-Beziehung hineintasten, von der die Propheten in sehr viel deutlichen Bildern sprechen: Jeremia erinnert an die „Brautzeit seines Volkes in seiner Jugend“, als es Jahwe „noch gefügig“ war (Jer 2,2), und Hosea beschreibt die ganze Beziehung Jahwe und Israel im Bild der durch Untreue gebrochenen und durch Verzeihung wiederhergestellten Ehe. Gerade diese Stelle enthält ein eindringliches Bild für die Beschaffenheit der Beziehung des Menschen zu Gott: Anfällig, brüchig, immer zum Verrat neigend von unserer Seite, und von unverbrüchlicher Treue und verzeihender Bereitschaft zum Neubeginn seitens Gottes.

Sie stellt auch ein zeitüberlegenes Schema dar für die innere Ordnung des geistlichen Weges schlechthin, dessen verschiedene Stufen mit ihren unter-

schiedlichen Wirkungen von allen erfahren und durchgemacht werden müssen, die dem Ruf Gottes in die Ausschließlichkeit folgten.

Das vorhin gezeichnete Vollkommenheitsideal von der immer einsatzbereiten, treu und reibungslos funktionierenden Ordensfrau läßt wenig Raum für die Dramatik dieses inneren Weges; das Bestehen des Kampfes mit Anfechtungen ist ganz und gar nach außen verlagert. Dabei wird aber das geistliche Leben um seine eigentliche Dimension verkürzt, an deren Entfaltung uns jedoch vorrangig gelegen sein muß.

b) Erwählung im Neuen Testament

Im Neuen Bund eröffnet Gottes verzeihende Liebe dem Menschen in einem umstürzenden Neubeginn den Zugang zu sich selbst: In Jesus Christus nimmt sie Menschengestalt an, durch die das Gerufen- und Gesehenwerden des Alten Bundes eine ganz neue persönliche Unmittelbarkeit und absolute Geltung erhält.

Im voraus ertönte die Stimme des Rufenden in der Wüste: Christus selber ruft auf zur Bekehrung; denn das Reich Gottes ist nahe. Er ruft sein warnendes „Wer Ohren hat zu hören, der höre“ denen zu, die taub blieben für die Stimme Johannes des Täufers. Er blickt voll Mitleid auf die Scharen und ruft alle zu sich, die „mühselig und beladen“ sind und will sie erquicken. Und er schaut einzelne an und ruft sie auf, ihm zu folgen, seine Jünger zu werden.

In dieser persönlichen Weise von Gott gerufen werden, heißt so viel wie in einen neuen Stand gesetzt zu werden: Gott gegenüber, mir selbst, meinen Mitmenschen gegenüber – Gott hat mich in eine neue, ausdrückliche Beziehung zu sich gestellt, von der her ich selbst nun ein anderer werde – in ihr gelten andere Gesetze, andere Maßstäbe, andere Zielsetzungen.

Der erste Anruf Gottes, der uns ins Dasein stellt, und der zweite, der uns in die Nachfolge seines Sohnes ruft, haben beide nur ein Ziel: den Dienst im Reiche Gottes, durch den Gott verherrlicht wird. Die Gnade der Berufung ist das erste Würzelchen, das gepflegt werden muß.

Die grundlegende Verwiesenheit des Menschen auf das Angesprochenwerden, das Beanspruchtwerden durch andere, weist hin auf die dialogische Grundstruktur unseres Menschseins, die sich auch Gott gegenüber durchhält und die ihren tiefsten Ausdruck findet im gläubigen, vertrauensvollen „Mein Herr und mein Gott“ – dieser Ausruf schließt den ganzen Glauben ein, ist die erste und allgemeinste Antwort des Glaubens. Thomas hat diese Antwort gestammelt, als er vom Sehen des Herrn überwältigt war. Der Herr aber sagt im selben Augenblick zu ihm: „Selig, die nicht sehen und doch glauben.“

Unsere Glaubensantwort stammt aus dem sehenden und hörenden Umgang mit Menschen; auf dem Weg zu unserem persönlichen Glaubensbekenntnis durchlaufen wir viele Stadien, und oft droht die Gefahr, daß wir im zwischenmenschlichen Dialog steckenbleiben. Er kann zum Glauben verhelfen; er ist

aber nicht schon Glaube, auch dann nicht, wenn immerfort von Gott und göttlichen Dingen die Rede ist. Reden von Gott und Lesen über Gott ersetzt nicht das Hören auf Gott, das Reden mit Gott, das Hören auf seine Stimme und das Tun seines Willens.

Christus hat nicht gesagt: Erlebt alles, was ich euch gesagt oder verheißen habe oder diskutiert es, sondern tut, was ich euch geboten habe; seid dem Vater gehorsam, wie ich gehorsam war . . . Ja, noch präziser: Als die Juden Jesus fragten, was müssen wir tun, um Werke Gottes zu vollbringen, antwortet ihnen Jesus: „Das ist das Werk Gottes, daß ihr an den glaubt, den er gesandt hat“ (Joh. 6,29).

Der asketische Weg zu diesem größeren Glauben führt über den Gehorsam, über das Schweigen und die Anbetung. Es gibt heute wenige geistliche Führer, die diese Mittel zum Wachstum des Glaubens einzusetzen verstehen.

2. Pflege der Taufgnade

Gott stand am Anfang des Weges mit seinem Ruf, seinem Blick; und wir haben zugestimmt und bekannt, daß er uns getroffen hat. Gott steht auch am Ende dieses Weges; er ist der letzte Garant für die Sinnfülle unseres Weges, auch wenn er durch große Dürre führt.

Zweites Würzelchen ist die Pflege der Taufgnade und der Tugend des Glaubens.

Mit Recht erwarten die Menschen, die uns begegnen, das Zeugnis dieses lebendigen Glaubens von uns: er ist das eigentliche Feuer, das unser Leben von innen erwärmt, erleuchtet, belebt und stärkt, „weil die Liebe Gottes ausgegossen ist in unsere Herzen“.

Diese Ausgießung geschah bei unserer Taufe bzw. durch sie, das haben wir alle gelernt; nur können wir gerade das kaum glauben. Und doch ist eigentlich dies hier die Stelle oder der Zusammenhang, in dem unser Glaube seine erste Bewährungsprobe im Vertrauen auf die unsichtbare Wirklichkeit Gottes gegen all meine sichtbare Wirklichkeit bestehen muß! Glaube heute in einer weitgehend ungläubigen Zeit ist Last, labor, Mühe, mühevoller Arbeit im Denken und Beten, in der Sorge um die rechte Unterscheidung. Ich muß mich gegen mich selber und meine Neigung zum Unglauben an auf die Wahrheit und Fülle des mir in der Taufe Geschehenen berufen, muß lernen, diese integrative Bedeutung des Getauftseins, meines eigenen Getauftseins zu glauben, muß gerade hier die „kantische Grenze“ überspringen lernen, innerhalb derer ich die Worte zwar höre und mit ihnen umgehen lerne, aber diese Worte eine Chiffre bleiben für die von ihnen bezeichnete Sache und nicht zum Tor werden für die Sache selbst.

Glaube ist im gleichen Maß aber auch Gnade, wie er sich glaubend bewährt in der Versuchung zum Unglauben, ihr als Glaube standhält, Glaube bleibt in der Erfahrung des Unglaubens: „Herr, ich glaube, hilf meinem Unglau-

ben“; der Glaube bleibt in der Stunde der Finsternis: „Vater, wenn es möglich ist – aber nicht mein Wille, sondern der deine geschehe“!; der Glaube bleibt in der Stunde der Blindheit: „Selig, die nicht sehen und doch glauben“; der bleibt auch in der Stunde der Verfolgung, weil er auch den Verfolgern vergibt und im geöffneten Himmel den Sohn zur Rechten des Vaters sitzen sieht; in der Stunde der Versuchung: Gott allein sollen wir anbeten und von seinem Wort leben.

Wir müssen die Versuchung zum Unglauben angesichts des eigenen Versagens und des Bösen in unseren Tagen unterfangen durch den Glauben an das Lamm, „das hinwegnimmt die Sünden der Welt“: – Der Glaube bleibt ganz einfach auf sein Wort hin! Gott ist größer als unser Herz. Er ist das Maß unseres Glaubens. Der Geist selbst bezeugt es unserem Geist, daß wir Kinder Gottes sind. Wenn wir so beten, so handeln, wie sein Wort es uns nahelegt, dann gilt „Wenn wir aber Kinder sind, dann auch Erben.“ Erben seines Schicksals im Mitleiden seines Kreuzweges, Erben dann aber auch seiner Herrlichkeit, deren Licht ja schon ausgegossen wurde in unsere Herzen und die uns in aller Dunkelheit glauben, hoffen und lieben läßt. Die gegenwärtige religiöse Krise in unserer Kirche ist eine Krise dieser Tugend des Glaubens: diese ist eine unserem Geist geschenkte Kraft der Erkenntnis, für deren Gedeihen wir selbst die größte und letzte Verantwortung haben.

3. Die Sendung

Gott ruft und er sendet – Gott ruft, um zu senden! Gott rief Adam, und er sandte ihn in seine Schöpfung: Geh, und nenne die Tiere beim Namen; geht hin, wachset und mehret euch, macht euch untertan... Gott sendet, und diese Sendung ist so viel wie Teilhabe an seinem herrscherlichen und mehrenden Wirken – mehren heißt auf Latein „augere“; daher der Name Autorität: Dieser Auftrag begründet die Stellung des Menschen in der Schöpfung. Gott ruft und sendet in die Prüfung: Von allen Bäumen dürft ihr essen, aber nicht dürft ihr essen vom Baum der Erkenntnis – und der Bericht über diese Sendung in die Prüfung schließt ein einen ersten Hinweis auf das Hineingenommenwerden in das noch größere Erbarmen Gottes... Gott ruft Abraham und sendet ihn auf den Weg in das gelobte Land – Gott ruft Moses und sendet ihn zum Volk, sendet mit ihm das Volk durch die Wüste – Gott hat seine Propheten herausgerufen, um sie zu seinem halsstarrigen Volk zu senden, daß es sich bekehre.

Jesus hat die zu sich gerufen, die er wollte, und hat sie ausgesendet, zuerst die zwölf in alle Welt, dann die zweiundsiebzig in die umliegenden Dörfer und Städte, dann die vielen Einzelaufträge: Petrus soll dereinst die Brüder stärken, Magdalena soll zu den Aposteln gehen, der Geheilte soll sich den Priestern zeigen...

Schließlich sind alle Heiligen Berufene und zugleich Gesendete in bestimmten Zeiten der Kirchengeschichte, zu besonderen Aufträgen, in besonderen

Notzeiten oder in extremen Notsituationen – denken Sie an die Wolke von Heiligen im 16. Jahrhundert, durch die die große Abfallbewegung nicht nur aufgefangen, sondern zu einer bis dahin unbekanntem Vertiefung des Glaubensbewußtseins geführt wurde.

In die Wirkung eines Heiligen muß nicht immer auch eine Ordensgründung eingeschlossen sein. Es genügt, daß er Nachahmer fand, solche, die sich von seinem Vorbild ermutigt fühlten, selber den Weg der Nachfolge für sich zu beschreiten . . . „Das ist das Werk Gottes, daß ihr an den glaubt, den jener gesandt hat, daß ihr mich liebt und mein Wort haltet.“

Wir dürfen dieses erste „Werk“ des Glaubens nicht aus den Augen verlieren, und das ist die glaubende, liebende, geheiligte Beziehung zu Gott, von der her wir frei werden für ein zeugnishaftes Leben und Wirken in der Welt – das Werk in der Welt ist das zweite.

Das Aufgabenfeld, das der Orden gewählt hat, und die Ordensgemeinschaft selbst bilden jenes Stück Boden, in den das Weizenkorn fallen muß, um zu sterben und viele Frucht zu bringen; denn es geht bei all unserem Wirken ja nicht darum, ein perfekt funktionierendes Krankenhaus zu haben, eine renommierte katholische Schule zu sein oder ein weithin berühmtes Offizium zu singen. Es geht um die Weitergabe des Glaubens, den wir empfangen haben, um die Weitergabe des Lebens, das uns geschenkt wurde, es geht um die Heimholung dessen und derer, die verloren waren, um die Bergung der uns anvertrauten Menschen in Christus. Dergleichen „macht“ man nicht, dergleichen kann man weder planen noch organisieren, sondern dieses, worauf es uns Christen entscheidend ankommt, ist Frucht aus der eucharistischen Hingabe, die – bei aller Ungleichheit – dennoch eine gegenseitige ist.

4. Liebe zur Eucharistie

„Am Abend vor seinem Leiden nahm Jesus nach dem Mahle das Brot in seine heiligen und ehrwürdigen Hände, erhob die Augen zu dir, seinem allmächtigen Vater, sagte dir Dank, segnete es, brach es und gab es seinen Jüngern mit den Worten: Nehmet hin und esset alle davon, das ist mein Leib.“

In gleicher Weise nahm er nach dem Mahle auch diesen wunderbaren Kelch in seine heiligen und ehrwürdigen Hände, dankte dir abermals, segnete ihn und gab ihn seinen Jüngern mit den Worten: „Nehmet hin und trinket alle daraus; das ist der Kelch meines Blutes, des neuen und ewigen Bundes, Geheimnis des Glaubens, das für euch und für viele vergossen wird zur Vergebung der Sünden. Tut dies, so oft ihre dies tut, zu meinem Gedächtnis.“

In diesen wenigen Sätzen ist, wie wir alle mit Ehrfurcht glauben und bekennen, das ganze Geheimnis unserer Erlösung gegenwärtig, und in ihm zugleich auch das ganze Geheimnis der Kirche. Ihre Aufgabe ist es, das Erlösungsgehehen gegenwärtig zu halten, sie bildet als ganzer Leib den Ort der Begeg-

nung mit Gott, der Gegenwärtigkeit Christi in dieser Welt. Der Nachsatz: „So oft ihr dieses tut, tut es zu meinem Gedächtnis“, ist einer der kirchenstiftenden Sätze Jesu, die mit innerer Notwendigkeit eine solche Institution nach sich ziehen. Dieser Satz enthält Auftrag und Bevollmächtigung zugleich, d. h. das Amt in der Kirche dient dieser Vergegenwärtigung: Sie ist an die verliehene Vollmacht geknüpft, Zeichen und Wort so zusammenzubringen, daß Christus selber anwesend wird im gewandelten Brot, im erlösenden Wort der Vergebung, im lebenspendenden Wasser der Taufe... „Christus nahm Brot...“: Mit dieser Geste hat Christus in einer für uns nachvollziehbaren Weise jene noch einmal nachvollzogen, die seiner Menschwerdung zugrunde lag: Er nahm Knechtgestalt an, um die Kelter zu treten. Im Schoß der Jungfrau nahm er die Gestalt eines Menschen an, um sein Leben hingeben zu können für das Leben der Vielen. In dieser Geste nahm er vorweg den Tod am Kreuz, den der Lanzenstich bestätigt: „... und sogleich floß Blut und Wasser heraus“. Der je und je neu vergegenwärtigte Vollzug seiner Hingabe an die Kirche, in der Kirche, durch die Kirche, das ist der Herzschlag, der den ganzen Leib belebt.

Wer Christ sein will, muß Christus nachfolgen wollen. Christus nachfolgen heißt, sich auf seinen Weg einlassen, der Gesetzmäßigkeit seines Weges sich anzuvertrauen, sein Leben hinzugeben für seine Freunde, den Kreuzweg gehen als den Weg des Sieges.

Diese Forderungen gelten für alle; darin drückt sich das gemeinsame Priestertum aller Gläubigen aus, von dem es in der dogmatischen Konstitution über die Kirche heißt: „Durch die Wiedergeburt und die Salbung mit dem heiligen Geist werden die Getauften zu einem geistigen Bau und einem heiligen Priestertum geweiht, damit sie in allen Werken eines christlichen Menschen geistige Opfer darbringen und die Machttaten dessen verkünden, der sie aus der Finsternis in sein wunderbares Licht berufen hat. So sollen alle Jünger ausharren im Gebet und gemeinsam Gott loben und sich als lebendig, heilige, Gott wohlgefällige Opfer darbringen. Überall auf Erden sollen sie für Christus Zeugnis geben und allen, die es fordern, Rechenschaft ablegen von der Hoffnung auf das ewige Leben, die in ihnen ist.“

Dieses gilt für jeden Christen, der einer sein will; für jene, die in eine besondere Nachfolge gerufen werden, gilt dasselbe, nur direkter, potenziierter, unmittelbarer in der Herausforderung des Glaubens: „Jesus nahm Brot in seine Hände“ – Er nimmt gelegentlich auch Menschen, ergreift sie, erfaßt sie innerlich tief mit seinem Geist, er dankt für sie, d. h. er fügt sie ein in seinen Gehorsam gegen den Vater, in das Werk, das dieser ihm aufgetragen hat. „Er bricht das Brot“ – Er bricht auch die alte Gestalt dieser Menschen, er zerbricht ihre alten Bindungen und Maßstäbe, ihren eigenen Willen, ihren Widerwillen, um sie seinem Willen gefügig zu machen; er verwandelt sie durch seinen Geist, den er ausgießt in ihre Herzen. Und er verwandelt und teilt aus – Er gibt sie weg, sie und ihre Kräfte; dieser Weggegebene soll nichts für sich behalten, soll in seinem Leben die Hingebeneheit Christi nachahmen, soll

eine Existenz der Vergebung sein, d. h. unter Umständen auch eine scheinbar vergiebliche Existenz.

Nicht aus Versehen oder liebgewordener Gewohnheit stehen Gebet und heilige Messe im Mittelpunkt jeder Ordensexistenz – von hier aus erfolgt die Sendung ins Tagwerk, hierhin fließt alles zurück, was der Tag an Gutem und Schlimmem brachte, eigenes und fremdes Versagen, eigene und fremde Not, Unzulänglichkeit. Manche Strenghheiten im Zusammenleben von Ordensleuten dienen nur dem Schutz dieser Herzkammer ihres gemeinsamen Lebens: Die je persönliche und die gemeinsame Beziehung zu Gott, die sich im Gebet artikuliert, muß ganz intakt bleiben, sonst lohnt der Rest nicht mehr. Wir sollen ja nicht uns weitergeben, sondern ihn weiterschenken, der sich zuerst uns geschenkt hat: Innerlich dafür bereit, frei, offen sein, gelingt nicht ohne Aszese.

5. Liebe zu Jesus Christus

Innerster Brennpunkt dieser ganz persönlichen Beziehung zu Gott aber ist die eigene Herzensbeziehung zu Jesus Christus. Gemeint ist jene innigste Liebe zu ihm, die beseelt ist vom Wunsch nach Hingabe. Diese Liebe gilt ihm, dem menschengewordenen Gottessohn, dem Herrn, dem Meister, nicht einer Qualität seines Wesens, nicht einem Ideal, das er zu verkörpern scheint, nicht eine Maxime, die durch ihn voll abgedeckt ist und mit der man die Welt aus aller Not befreien könnte – nein, sondern sie gilt ihm als Person. Darin unterscheiden sich die Heiligen von uns, daß sie das Liebesangebot Jesu Christi wörtlich genommen und sich selbst voll darauf eingelassen haben: „Liebt mich, wie ich euch geliebt habe“. Ja, er geht noch weiter: „Liebt mich, wie ich euch geliebt habe; denn ich liebe euch mit der Liebe, mit der der Vater mich liebt, und die ich an euch weitergegeben habe, damit wir eins seien in ihm“. Deshalb sind auch die Heiligen bessere Führer auf dem Weg der Nachfolge als die Theologen. Unser Lebenssoll kann darum auf die sehr knappe Formel gebracht werden: Wir sollen die Liebe lieben, sollen es lieben, Liebende zu sein in Gott. Leben, um von diesem Geheimnis innergöttlicher Liebe etwas zu verwirklichen, das ist der Grundauftrag jedes von Christus in den geistlichen Brautstand Gerufenen, wie unterschiedlich auch immer die Dichte und Spannung, Tiefe und Großmut, Öffentlichkeit oder Verborgenheit sein mögen, in der diese Berufung gelebt wird.

Theologisch ausgeleuchtet, führt uns diese Kurzformel „die Liebe lieben“ unmittelbar ins Geheimnis des innergöttlichen Lebens der Heiligsten Dreifaltigkeit, das sich in den besonders begnadeten Betern auf dem Höhepunkt ihrer mystischen Ergriffenheit zu erkennen gibt. Wir vermögen Gott nicht aus eigener Herzenskraft zu lieben, sondern nur in der Kraft des uns vom Sohn geschenkten Geistes. Das Unterscheidende bleibt unsichtbar, nicht nur für den Außenstehenden, oft genug auch für den Berufenen selbst: Handeln, Aushalten, Weitergehen im Dunkel des Glaubens ist die Regel. Jene,

die wie einige auserwählte Mystiker sagen können, wie und um welches Geheimnis ihr Leben kreist, sie sprechen es wegweisend, maßgebend, stellvertretend für die vielen aus, „die nicht sehen und doch glauben“.

Ekklesiologisch gesehen, dürfen sie sich ins Herz des mystischen Leibes, der Kirche gestellt sehen. In der Intimität, in der Einsamkeit und Not des inneren Weges ihrer Christusliebe und -nachfolge formt sich in ihnen das bräutliche Antlitz der Kirche, so daß die Deutung der Kirche als Braut des Lammes existenzielle Realität gewinnt.

Unter christologischem Vorzeichen betrachtet, stellt dieser Stand gottgeweihter Jungfräulichkeit eine einzigartige Aktualisierung des „allgemeinen Priestertums“ dar, zu dem alle Glieder der Kirche berufen sind. In hochherziger Weise haben die Berufenen wie er geantwortet: „Siehe, einen Leib hast du mir bereitet, ich komme, deinen Willen zu erfüllen.“ Neutestamentlich ausgedrückt, müßte es heißen: „Mir geschehe nach deinem Wort“, wodurch der mariologische Charakter der Kirche selbst und aller kirchlichen Berufungen klarer zum Ausdruck kommt. Sie, die jungfräulich geblieben sind um des Himmelreiches willen, „sie folgen dem Lamm, wohin es geht“: Das darf keine Leerformel werden! Die unzähligen Stunden der Betrachtung des Leidens unseres Herrn der Nonnen und Mönche aller Zeiten, der unaufhörliche Chorgesang zum Lobe seines Sieges und seiner Treue aus allen Klöstern und Gotteshäusern, der durchgehende Dienst im Namen des Herrn, das ganze Mosaik der gottgeweihten Existenzen, zusammengesetzt aus den verschiedensten Modellen geistlicher Lebensordnungen und -werke, diese ganze, seit Beginn der Kirche durchgehaltene Anstrengung, Geist zu verleiblichen, „inkarnatorisch“ zu leben, dies alles kreist um den einen Brennpunkt: Seine göttliche Liebe ist über uns ausgegossen, und sie will (und soll!) wieder geliebt werden aus unserem Herzen, indem dieses sich seiner Liebe überläßt. Sie will und soll, gebrochen durch unser Herz wie durch ein Prisma, hineinleuchten in jenes Dunkel dieser Welt, das kein anderes Licht erhellt. Wegen dieses Lichtes nennt Hans Urs von Balthasar den Ehelosen um des Himmelreiches willen „das eschatologische Zeichen“.

III. Konsequenzen und Perspektiven für die Reform von innen

Nun haben Sie vermutlich seit geraumer Weile immer deutlicher die Frage an mich: alles gut und schön – aber Wie?

Ich möchte darauf zuerst mit einer Feststellung der heiligen Therese von Avila antworten: „Das Einhalten von Vorschriften bewirkt kein geistliches Wachstum.“ Hier lag und liegt übrigens eine der objektiven Schwierigkeiten für die spirituelle Erneuerung einer Reihe von Ordensgenossenschaften: Die Ordensregel, der sie folgen, enthält – außer ein paar kräftigen Appellen an die Gottes- und Nächstenliebe – zu viele Paragraphen aus dem kirchlichen

Gelübdekatechismus und zu wenige, eigentlich spirituelle Hinweise und Begründungen, die deutlich machen, wie man diese Vorschriften hören und befolgen muß, damit sie einem Weg zur größeren Vereinigung mit Jesus Christus werden. Ich weiß, daß manche Genossenschaften bei der Revision ihrer Regel- und Gebräuchebücher versucht haben, diesen Mangel auszugleichen durch größere Anleihen bei bewährten alten Regeln, zumal der der Franziskaner oder der Jesuiten. Das ersetzt aber nicht, was nach meiner Überzeugung die tiefste und unerschöpfliche Quelle unseres besonderen Lebens ist: der Glaube der Kirche. Diesen meine ich allerdings in seiner Gänze, unverkürzt und nicht zurechtgestutzt für modernes Unverständnis, sondern in der ganzen Kraft seiner unerhörten Zumutungen, die ja zugleich Anmutungen und Ermutigungen sind! In ihrem Mittelpunkt muß wieder die Gotteslehre stehen. Die Gottesliebe ist das erste Gebot und das größte und wichtigste. Sie muß um ihrer selbst willen gemeint sein und nicht gleich im ersten Anlauf um- und abgelenkt werden in die soziale Dimension.

Die Gottesliebe ist ja die Bedingung für die Nächstenliebe, weil ich nur um Gottes willen die nötige und vor allem die richtige Liebe für mich selbst aufbringen kann, nach der sich dann auch meine Nächstenliebe richtet.

Diese richtige Selbstliebe um der Gottesliebe willen läßt uns nach größerer Vollkommenheit streben, gibt uns den Wunsch nach Heiligkeit ein, der ja legitim ist, mehr noch: seit meiner Taufe ist er mir Verpflichtung, seit unserer Firmung ein Versprechen und seit unserer Gelübdeablegung fester Bestandteil unserer täglichen Arbeit und Mühe mit uns selber.

Die Läuterung der Gottesliebe ist geradezu eine Voraussetzung für die Befreiung des Herzens zur Nächstenliebe, ist auch das sicherste Mittel, um uns von den euphorischen Erwartungen, mit denen wir die Gemeinschaft belastet haben, wieder zu kurieren. Das Gesetz für unser christliches Gemeinschaftsleben lautet: „einer trage des anderen Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen.“ Christliche Nächstenliebe hat primär nichts mit Empfindung zu tun. Kein Liebesgebot kann mich zur Darstellung unaufrichtiger Gefühle zwingen. Mit Nächstenliebe ist vielmehr lauterer Wohlwollen gemeint, mit dem ich die Sache meines Nächsten fördere, so weit sie gut ist oder er mich darum bittet, und ihr nichts in den Weg lege, auch wenn ich ihn nicht leiden mag oder es mir bequemer wäre, nichts zu tun. Ich tue ihm die Werke der geistigen und leiblichen Barmherzigkeit, ohne mich indiskret in seine Angelegenheiten zu mischen, in sein Inneres eindringen zu wollen oder gar nach dem Nest meines Angenommenseins bei ihm zu forschen, das er mir bereitet hat! „Liebe deinen Nächsten“, ist bei genauer Übersetzung nicht mit einem Akkusativ zu übertragen, sondern mit dem sogenannten Dativ ethicus im Sinne von „tue ihm Liebes und nichts Leides; will ihm wohl, nicht wehe“. Mit Mōgen im Sinne von „Gernhaben“ hat das nichts zu tun. Es könnte auch niemals Gegenstand eines Gebotes sein. So wie das Gebot lautet, ist es schon schwer genug. Wer es von ganzem Herzen zu erfüllen trachtet im Geiste der Liebe seines Herrn, dem werden langsam die widrigsten Mitmenschen die lieb-

sten... Nur in dieser vertikal, in der Gottesliebe verankerten Nächstenliebe erhalten wir einander auch die Grundverfaßtheit des Menschen, deren Gott selbst sich annehmen will: ich meine seine grundsätzliche Einsamkeit.

Anders gewendet: Es gibt keine Christusbachfolge, d. h. aber auch keine Gottes- oder Nächstenliebe ohne Kreuzesnachfolge. Wir müssen uns diesen Gedanken wieder näher heranholen, er muß wieder zum alltäglichen Rüstzeug gehören: Im Kreuz ist Heil, nicht in der Gemeinschaft, ich sage dies bewußt so pointiert! Und ich sage es auch sehr bewußt als Spitze gegen die nachkonziliare Verkündigung, die sich allzu einseitig auf Ostern konzentriert hat. Wir sind alle österliche Menschen, gewiß: wäre Christus nicht auferstanden, wäre unser Glaube eitel – Aber das Kreuz ist das Stigma der Realität, die sich unter Umständen unserem Fleisch tief einprägt und unser Herzblut kostet. Wir bezeugen Kraft und Wahrheit der Auferstehung nur, indem wir das Kreuz auf uns nehmen, es in Geduld und Hoffnung tragen, ohne Bitterkeit, nicht etwa, indem wir es überspringen oder links liegen lassen.

Das Kreuz, das auferlegt ist – wie immer es sich zusammensetzt: aus körperlichen Gebrechen, schwierigen Mitmenschen oder spröden Arbeitsbedingungen – es gibt uns Teil an der Last des Kreuzes, das Christus getragen hat. Er hat im Kreuz unsere Sünden auf sich genommen und durch das Blut, das er am Kreuz vergossen hat, den Frieden zwischen Gott und uns wieder hergestellt. Wir sind aufgefordert, täglich unser Kreuz auf uns zu nehmen, und das sollen wir in Freude tun, denn wir tragen es für andere, tragen es für den Leib Christi, die Kirche, und ergänzen in unserem irdischen Leben das, was an den Leiden Christi noch fehlt. Die Leiden der gegenwärtigen Zeit bedeuten nichts im Vergleich zu der Herrlichkeit, die an uns offenbar werden soll, und die jetzt schon das Licht ist, das uns in aller Finsternis leuchtet, das darum auch wir in die Finsternis unserer Zeit hineinragen sollen.